

» Die Jury der Evangelischen Filmarbeit empfiehlt

The Salesman

Iran, Frankreich 2016
Regie: Asghar Farhadi
Preise: Bestes Drehbuch und Bester Hauptdarsteller, Cannes 2016

Wohnungen sind ein knappes Gut im heutigen Teheran. Als das junge Ehepaar Emad und Rana seine Wohnung wegen Einsturzgefahr des Hauses – ausgelöst durch Bauarbeiten auf dem Nachbargrundstück – verlassen muss, findet es nur mühsam eine neue Unterkunft. Emad unterrichtet tagsüber in einer Jungenschule, am Abend probt er gemeinsam mit Rana in einem Theaterensemble Arthur Millers Drama „Tod eines Handlungsreisenden“. Ihr Kollege Babak bietet ihnen spontan ein leerstehendes Apartment an, das ihm gehört. Als sie einziehen, finden sie in einem der Räume nicht abtransportierte Habseligkeiten ihrer Vormieterin, die offenbar eine Prostituierte war. Rana wird, während sie unter der Dusche steht, von einem unbekanntem Eindringling attackiert und schwer misshandelt. Sie muss ins Krankenhaus, wirkt traumatisiert, will aber keine Anzeige bei der Polizei erstatten. Emad



versucht herauszufinden, wer der Täter ist. Aber wem hilft es, alles aufzudecken, wenn dabei Existenzen zerstört werden?

Der Film erzählt die Geschichte eines Paares aus der urbanen iranischen Mittelschicht. Sie sind gebildet, an Kultur interessiert und führen eine gleichberechtigte Ehe. Durch den Verlust der Wohnung werden sie beide mit völlig neuen Herausforderungen konfrontiert und durch eine Gewalttat vor existenzielle Fragen gestellt. Wie in Millers Drama aus dem New York der Nachkriegszeit funktionieren auch die gewohnten Sicherheiten im gegenwärtigen Teheran nicht mehr. Die Rollen auf der Bühne werden zu Spiegelbildern des sozialen Lebens. Sowohl im Verhältnis untereinander als auch zu ihrer Umgebung müssen Emad und Rana sich neu orientieren. Dabei gelingt es Regisseur Asghar Farhadi, der Suche nach dem Gewalttäter, dem Thema von Strafe und Schuld und dem schwierigen Umgang mit einer traumatischen Verletzung immer neue Wendungen abzugewinnen. „The Salesman“ stellt die Frage, was geschieht, wenn die Fundamente von Moral und Religion sich auflösen und soziales Vertrauen verlorengegangen ist.

Moonlight

USA 2016
Regie: Barry Jenkins
Preise: Bester Film (Oscar 2017)

In einem ärmlichen Viertel von Miami wächst der zehnjährige Schwarze Chiron auf. Er wird „Little“ gerufen, von seiner alleinstehenden und drogenabhängigen Mutter vernachlässigt und gilt unter den Mitschülern als Außenseiter. Als er vor ihren Attacken flieht, nimmt sich Juan, ein Drogendealer kubanischer Herkunft, seiner an. Er und seine Freundin Teresa werden für Chiron zu Vater- und Mutterersatz. Als Jugendlicher kämpft Chiron mit seiner Zuneigung zu Kevin, einem Schulkameraden. Der Zustand seiner Mutter hat sich verschlechtert und ein gewalttätiger Angriff auf dem Schulhof verändert sein Leben nachhaltig. In Atlanta hat er sich als Erwachsener ein neues Leben aufgebaut. Er wird mit seinem Gangnamen „Black“ gerufen. Doch ein Anruf aus Miami ruft Erinnerungen wach. Er besucht seine Mutter in einer Entzugsklinik und findet zu ihr neue emotionale Nähe. Schließlich trifft er



den Jugendfreund Kevin wieder. Endlich können beide offen über ihre Gefühle füreinander sprechen.

In den drei Kapiteln des Films wird vom Kind über den Jugendlichen bis zum Erwachsenen der Entwicklungsprozess eines Schwarzen erzählt, der unter schwierigsten sozialen und persönlichen Bedingungen heranwächst. Verletzbar und ohnmächtig sucht er seinen Platz in der Gesellschaft. Was es heißt, anders als die Mehrheit zu empfinden und sich in einem von Gewalt geprägten Milieu behaupten zu müssen, macht der Film in einer geschickten Mischung von dramatischen und emotionalen Momenten deutlich. Der im Original glänzend getroffene Jargon, die Körperlichkeit der Darstellung und eine bewegliche, wechselnde Perspektiven eröffnende Kamera verleihen der Persönlichkeit Chirons plastisches Profil. Entstanden ist dabei das sensible Porträt eines Menschen und seiner sozialen Welt, die Diskriminierung und Marginalisierung ausgesetzt sind und sich selbst überlassen bleiben. Der Film nimmt ihre Würde ernst und sensibilisiert für die Eigenart und Verletzlichkeit jedes Einzelnen.

Die andere Seite der Hoffnung

Finnland 2017
Regie: Aki Kaurismäki
Preise: Silberner Bär (Beste Regie), Berlinale 2017

Khaled kommt als „schwarzer Mann“ im Hafen von Helsinki an, buchstäblich: In einem Frachtschiff hatte sich der junge Syrer unter einer Ladung Kohlen verborgen. Frisch geduscht begibt er sich zur Polizei und bittet um Asyl. Sein Fall scheint klar: Khaled hat im umkämpften Aleppo fast seine ganze Familie verloren, und auf der leidvollen Flucht über die Balkanroute wurde er auch noch von seiner Schwester getrennt. Aber Syrien ist als Bürgerkriegsland bei den Finnen nicht anerkannt – Khaled wird in die Illegalität gedrängt. Hilfe findet er ausgerechnet bei dem stoischen Herrn Wikström, der seine Frau verlassen und seinen Hemdenhandel aufgegeben hat, um mit einem Pokergewinn eine heruntergekommene Gaststätte auf Vordermann zu bringen. Obwohl Wikström seine eigenen Angestellten kaum bezahlen kann, gibt er Khaled einen Job und besorgt ihm einen falschen Pass.



Mit „Die andere Seite der Hoffnung“ knüpft Aki Kaurismäki an seinen letzten Film „Le Havre“ an, der ebenfalls um die Frage kreiste, wie die Menschen in Europa auf die Flüchtlinge aus den südlichen Krisengebieten reagieren. Neu ist, wie dezidiert Kaurismäki die Geschichte von Khaled ans aktuelle politische Geschehen anbindet – der Meister des Märchenhaften und Metaphorischen mischt hier Nachrichtenbilder vom zerstörten Aleppo in seine schön komponierten, farbsatten Tableaus und lässt seinen Protagonisten so ruhig und präzise aus seinem Leben erzählen, dass das Elend der Migration sehr real wird. Scurril und stilisiert erscheint dagegen das finnische Personal des Films, die Gesellschaft um den Kneipier Wikström. Aber auch diese Menschen haben ihre eigenen Sorgen und Nöte – sie leben in prekären Verhältnissen und es fehlt ihnen an Erfahrung im Umgang mit anderen Kulturen. Indem Kaurismäki diese sehr unterschiedlichen Welten verbindet und überblendet, konterkariert er die Vorstellung vom Clash der Kulturen, von der Zuwanderung als Anschlag auf die westliche Lebensart. Und das „Märchenhafte“, die wundersame Selbstverständlichkeit, mit der dem Flüchtling hier geholfen wird, sagt: Humanität erweist sich in der Praxis.